Wozu Denkmale?

Von Guillaume Paoli */ Vortrag zur Veranstaltung „Orte der Erinnerung - politische Denkmale zwischen Pathos und Beliebigkeit.“ Grassi Museum, Pfeilerhalle, 8.2.2011.*

Ich möchte mit einer kleinen Anekdote anfangen. Vor ein paar Jahren hatte ich bei mir einen Afrikaner aus Sierra Leone zu Besuch, der zum ersten Mal in Europa war. Er ging den ganzen Tag durch Berlin spazieren und als er am Abend zurückkam fragte er mich: „Sag, ich habe überall gesucht und kein Hitler-Denkmal gefunden, kannst Du mir sagen, wo es eins gibt?“ Mein Versuch, ihm den Grund dieser Abwesenheit zu erklären, stieß auf Unverständnis. Schließlich sei Hitler der berühmteste Deutsche in der ganzen Welt. Und Denkmale seien eben da, um Ruhm zu dokumentieren. Diese Anekdote zeigt uns, wie räumlich und zeitlich relativ die Gedächtniskultur ist. Von Afrika aus gesehen ist Hitler bloß eine längst vergangene Figur in der Geschichte eines fernen Landes. In Paris gibt es wohl zahlreiche Napoleon-Denkmale, warum kein Hitler-Denkmal in Berlin? Schließlich fragen wir uns beim Besuch der Pyramiden auch nicht, ob der Pharao ein guter oder schlechter Herrscher war. Überdies ist für einen Afrikaner das Argument gar nicht einleuchtend, Massenmörder dürfen nicht verherrlicht werden. Zahlreiche Kolonialherrscher und Generäle, die für die Versklavung und Ermordung seiner Vorfahren verantwortlich waren, sind in Europäischen Städten in Stein und Marmor verewigt.

Kurzum: So emotional und pathetisch über Denkmale debattiert und dabei auf universale Werte rekurriert wird, wie dürfen nicht vergessen, dass ihre tatsächliche Bedeutung kaum über den eigenen Kulturkreis, um nicht zu sagen den eigenen Nabel hinaus reicht.

In Südostasien oder Indien ist der Begriff Denkmalschutz unbekannt. Dort wird gnadenlos abgerissen und neu gebaut. Es war übrigens im Deutschland der Gründerzeit nicht anders. Ohne Bedenken wurde seinerzeit das Geburtshaus Richard Wagners in Leipzig einem Warenhaus geopfert. Für dynamische Nationen, die ihre ganzen Energien in die Zukunft projizieren, ist die Konservierung des Vergangenen reine Zeit- und Mittelvergeudung.

Meine Vermutung ist, dass die Zunahme der Denkmalkultur, wie wir sie heute in Europa beobachten, ein Symptom des Bedeutungsverlusts und der damit verbundenen Unsicherheit ist. Der Kontinent veraltet, global wirtschaftlich wird er in die Peripherie gedrängt, seine maßgebliche Position in Kultur und Politik hat er längst eingebüßt, also hat er nur noch Eines anzubieten: eine reichhaltige Vergangenheit. Diese wird melancholisch gepflegt und im Notfall neu erfunden.

Wenn hierzulande die Gedenkwut speziell um die Wende und die Deutsche Einheit fokussiert wird, dann möglicherweise aufgrund des Gefühls, 1989 sei das *letzte* Ereignis gewesen, der Schlusspunkt der europäischen Geschichtsschreibung. Die weiteren Episoden werden woanders geschrieben. Hier wird nichts mehr passieren. So zumindest der Subtext.

Damit kommen wir auf die ambivalente Funktion des Denkmals. Es wird angenommen, historische und politische Zeugnisse seien dazu da, um unseren Geschichtssinn zu aktivieren. Doch wissen wir, dass viele Monumente mit dem umgekehrten Ziel errichtet wurden, nämlich um Vergänglichkeit einzufrieren. Das ist in Diktaturen besonders klar. Stalin, Mao oder Saddam Hussein ließen ihr Konterfei einmeißeln, gerade um Abschied von der geschichtlichen Zeit zu nehmen und die ewige Gegenwart ihrer Herrschaft zu

behaupten. Aber nicht nur Diktaturen, jede Ordnung fördert eine atemporale Auffassung der eigenen Legitimität. Der Freizeitpark ist ein Ort der fortwährenden Gegenwart. Und Europa hat schon lange begonnen, sich in einen Freizeitpark zu verwandeln (was nicht heißt, dass im Park nicht hart gearbeitet wird). Als bekennender Spaziergänger habe ich eine besondere Vorliebe für Skulpturen und Monumente, die von längst vergessenen Figuren oder Episoden zeugen. Rührend sind solche naiven Wunschbilder der Verewigung, lächerlich die Einbildung, die künftigen Generationen würden sich um unsere Sachen scheren. Doch war der barocke Charme solcher Zeugnisse nicht beabsichtigt.

Ein ähnliches Gefühl ergreift mich vorausschauend, wenn ich höre, dass jetzt ein Einheitsdenkmal errichtet werden soll. Die bestehende Gesellschaftsordnung feiert sich selbst und lässt sich mit einer Art Siegessäule verewigen. Da muss ich an meinen ehemaligen Nachbarn Otto denken, selbst ein lebendes Denkmal. Er war über 90, hatte Kaiserzeit, Weimarer Republik, Nazidiktatur und DDR hinter sich und pflegte zu sagen: „Kinder, diese neue Bundesrepublik, det ist ooch nicht von Bestand.“

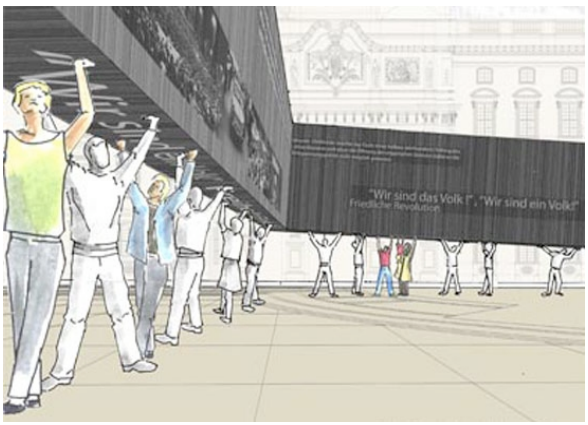
Ganz gleich, was der historische Gegenstand eines Denkmals ist, es ist vor allem ein Selbstbildnis der Epoche, die es errichtet. Nicht zufällig wurde die bombastisch deutschnationale Folklorisierung eines grausamen Gemetzels, die sich Völkerschlachtdenkmal nennt, wenige Monate vor Ausbruch des ersten Weltkriegs errichtet. Hier wird nicht 1813, sondern 1913 dokumentiert.

Gedächtnis bedeutet nicht nur Erinnerung, sondern zugleich Vergessen. Wir können uns nicht auf einmal die ganze Vergangenheit vergegenwärtigen, wir können nicht alle Figuren ehren, wir können nicht alle Bauten erhalten, also findet ein notwendiger Selektionsprozess statt. Doch wissen wir, welche Tücken in der Auswahl stecken mögen: Verdrängung, Verklärung, Verzerrung. Die Psychoanalyse hat uns gelehrt: Meistens ist das, was aus dem Bewusstsein entfernt wird, aufschlussreicher als das Erhaltene. Doch anders als das individuelle Gedächtnis, das vorwiegend von unbewussten Mechanismen gesteuert wird, hängt das öffentliche Gedächtnis von bewussten Entscheidungen ab. Insofern ist jedes Denkmal ein politisches Denkmal und jeder Akt des Andenkens das Ergebnis eines vorübergehenden Kräfteverhältnisses. Warum wird ein zerstörtes Objekt nachgebaut? Um

Geschichte wieder zu beleben, oder um sie zu vernichten, indem die historische Entwicklung, die zur Zerstörung geführt hatte, ausradiert wird? Welche Aspekte eines Ereignisses werden in der Darstellung ausgeblendet? Wo hört Normalisierung auf, wo fängt Negationismus an? All diese Fragen sind umstritten, weil es für ihre Klärung keine objektive Kriterien gibt. Ein Denkmal ist eine Behauptung. Besser noch auf die Behauptung verzichten, als vergeblich zu versuchen, durch eine Kompromisslösung alle Parteien

zufrieden zu stellen.

Ich habe bisher von der Absicht gesprochen, die offiziell verfolgt wird. Eine andere Frage ist die tatsächliche Wirkung und sie ist nicht weniger problematisch. Wozu Denkmale überhaupt? Die übliche Erklärung lautet: Der Betrachter wird an historische Ereignisse oder Figuren erinnert, die Präsenz des Denkmals erzeugt seine Betroffenheit oder seinen Bürgersinn oder seine Dankbarkeit, so wird über Generationen hinweg das öffentliche Gedächtnis tradiert. Doch sind wir da so sicher? Ich möchte Ihnen einen Begriff vorstellen, der von dem Kunsttheoretikern Robert Pfaller geprägt wurde: den Begriff der Interpassivität. Interpassiv sind nach Pfaller Handlungsformen, durch welche das eigene



Genießen bzw. sonstige Empfindungen an andere Menschen oder Dinge delegiert werden. Zum Beispiel sind Klageweiber in mediterranen Trauerfeiern ein interpassives Verfahren, indem die Trauer an Dritte delegiert wird. Ebenso die Dosengelächter in Fernsehcomedies, die uns die Mühe ersparen, selbst lachen zu müssen. Da kann man sich fragen, ob Denkmale vielleicht nicht ebenfalls interpassive Objekte seien, deren tatsächliche Funktion wäre, uns der Bürde des Erinnerns zu entledigen. Etwas übernimmt die Gedenkarbeit an meiner Stelle. Ich muss nicht mehr feiern, die Feier wird in Bronze eingemeißelt. Ich muss nicht weiter trauern, das Mahnmal trauert stellvertretend für mich. Ich darf vergessen, die Erinnerung ist irgendwo gespeichert.

Bei vielen Denkmalen besteht zumindest ein Verdacht der Interpassivität. Nehmen Sie das Holocaust-Mahnmal. Als der Bau beschlossen wurde, erklärte der damalige Bundeskanzler Schröder, er wünsche sich ein Holocaust-Mahnmal „wo man gerne hingeht“. Ziel erreicht, möchte man sagen. Wir gehen gern durch den Holocaust spazieren. Nur fragt sich, was aus der ursprünglichen Absicht übrig geblieben ist. Noch einen Schritt weiter ging der

Historiker und Stiftungsmitglied Eberhard Jäckel. Er brachte es fertig, zu sagen: „Es gibt Länder in Europa, die uns um dieses Denkmal beneiden.“ Da kehrt sich gar die Mahnung in „Sündenstolz“ um, wie Hermann Lübbe es nannte. Schaut, wie wunderschön wir Buße getan haben! Somit wird das Verbrechen ein für allemal annulliert.

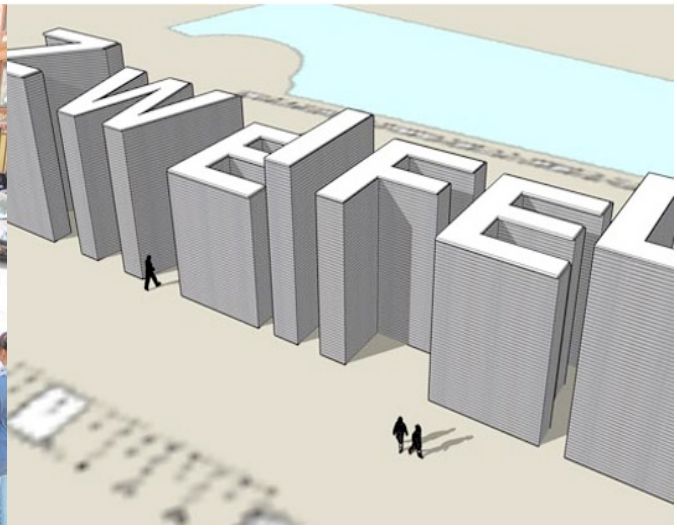
Nun stellt sich die Frage, ob in diesem Fall eine nicht interpassive Form möglich gewesen wäre. Wie ich finde, hatten die Künstler Reinhard Matz und Rudolf Herz einen entsprechenden Entwurf eingereicht. Damals hatten sie vorgeschlagen, einen Kilometer der Autobahn A7 südlich von Kassel mit Pflastersteinen zu bedecken und auf Tempo 30 zu reduzieren, dies mit einer Schilderbrücke zu versehen, die an die ermordeten Juden Europas erinnern solle. Täglich hätten da zehntausende Autofahrer an dem Andenken aktiv teilnehmen müssen und dies nicht unbedingt gern. Erwartungsgemäß wurde der Vorschlag von der Jury mit vollem Unverständnis abgelehnt.

So kommen wir zu der heiklen Frage der Auswahlkriterien. Selbstverständlich ist ein Denkmal auch ein Kunstwerk. Das Problem ist, dass Kunst sich nur mit kunstimmanenten Kriterien bewerten lässt. Diese Kriterien unterscheiden sich aber oft von den Kriterien des Historikers oder des Politikers. Da der Auftraggeber repräsentative Zwecke verfolgt, wird von den Künstlern eine zeitgemäße Bildsprache erwartet. Würde er anders verfahren und etwa die naturalistischen Formen reproduzieren, die im 19. Jahrhundert kanonisch waren, dann würde einstimmig das fatalste aller Urteile fallen: Kitsch! Wenn ein historisches Ereignis mit einem kitschigen Denkmal verbildlicht wird, dann wird nicht das Ereignis gewürdigt, sondern das Denkmal ausgelacht. (Ich erinnere an das entworfene Wenderelief von Frau Tucker Frost, auf dem eine Menschengruppe Kerzen trägt, die, so der Wunsch der Bildhauerin, „später von den Leipzigern mit ihren Taschentüchern poliert werden“ sollten. Danke für das Geschenk.)

Wird aber ein Denkmal nach zeitgenössischen Kunstkriterien ausgewählt, dann muss auf Eindeutigkeit und Lesbarkeit verzichtet werden. Dafür gibt es gute Gründe, die mit der historischen Entwicklung der Bildsprache zusammenhängen. Doch ist die künstlerische Bewertung schwer mit der konservativen Absicht des Historikers vereinbar. Es entsteht ein Widerspruch zwischen der Fixierung eines vergangenen Inhalts und der Behauptung einer zukunftsweisenden Form. Da fällt leicht der Vorwurf der Beliebigkeit, wobei dieser meist ungerechtfertigt ist. Eine symbolische Auseinandersetzung mit dem Gegenstand ist in vielen Entwürfen schon erkennbar. Das Problem liegt woanders, nämlich in der Wahrnehmung. Der Betrachter eines Denkmals verfügt über ein begrenztes Maß an Aufmerksamkeit. Während er sich mit der Interpretation des Werkes auseinandersetzt, bleibt ihm wenig Zeit, sich mit dem Anlass zu beschäftigen. Seine Aufmerksamkeit verschiebt sich von Signifikat zu Signifikant, also von der Frage „Woran wird hier erinnert?“ zu der Frage: „Was will uns der Künstler sagen?“ So werden viele Denkmale der Gegenwart lediglich als Kunst in öffentlichem Raum rezipiert. Mit Gedächtniskultur hat das kaum etwas zu tun.

Vielleicht wäre die Lösung eine möglichst neutrale Ästhetik, also ein schlichter, diskreter Gedenkgegenstand. Ein Beispiel dafür bietet das bereits bestehende Wende-Denkmal vor der Nikolaikirche. Doch anscheinend ist das nicht genug, es muss etwas Prunkvolleres kommen, um die friedliche Revolution angemessen zu würdigen.

Damit sind wir beim nächsten Problem, nämlich dem Wirtschaftsfaktor. Woran denken ein Bürgermeister oder ein Parlament, wenn die Errichtung eines Denkmals beschlossen wird? Sie denken Primär an eine Investition, die die Attraktivität der Stadt für Reiseunternehmen steigern wird. Marketingtechnisch hat die Stadt Leipzig zwei Dinge zu verkaufen: Die Klassik und 1989 (der Satz ist nicht von mir, ich habe ihn in der LVZ gelesen). Im postindustriellen Raum sind Tourismuseinnahmen ein vitaler Wirtschaftsfaktor und diese benötigen Sehenswürdigkeiten, die gern photographiert und möglichst von Events begleitet werden. Dafür reicht eine dezente Säule nicht aus. Auch die Kosten des Denkmals haben nicht -wie oft kritisiert- mit reiner Verausgabung zu tun, sie lassen sich in Hotelübernachtungen und Einnahmen der Gastronomie umbuchen. Das Denkmal steht inmitten eines symbolischen Dreiecks aus Gedenken, Kunst und Ökonomie, doch ist die Ökonomie die Spitze des Dreiecks, sie bestimmt in letzter Instanz die gesamte Konfiguration.

Das hat eine fatale Auswirkung auf das geplante Denkmal für die friedliche Revolution. Der

Impuls ist verständlich, in Deutschland eines Ereignisses gedenken zu wollen, das ausnahmsweise ein glückliches war und kein Krieg oder Völkermord. Doch wie wir zur Zeit in Ägypten sehen, sind Tourismus und Revolution zwei unversöhnliche Gegensätze. Wo die Revolution anfängt, hört der Tourismus auf und umgekehrt. Daher ist höchst zweifelhaft, ob das Projekt überhaupt gelingen kann.